

# Eine ältere Schwester. Die Göttinger Akademie der Wissenschaften

Smend, Rudolf

Veröffentlicht in:  
Jahrbuch 2003 der Braunschweigischen  
Wissenschaftlichen Gesellschaft, S.23-32



J. Cramer Verlag, Braunschweig

RUDOLF SMEND, Göttingen

## **Eine ältere Schwester. Die Göttinger Akademie der Wissenschaften**

Braunschweig, 11.01.2003\*

Mit älteren Schwestern ist es so eine Sache. Ich habe da zwar keine unmittelbare Erfahrung, glaube aber zu wissen, daß sie ihren jüngeren Geschwistern zwar viel Gutes bedeuten können, aber doch auch nicht immer und unter allen Umständen ganz leicht zu ertragen sind. Dessen wohl eingedenk habe ich die freundliche Einladung zu diesem Vortrag angenommen und seinen Titel gewählt.

Daß die Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, wie sie offiziell heißt, älter ist, sogar ziemlich viel älter als die Braunschweigische Wissenschaftliche Gesellschaft, läßt sich nicht übersehen: hier in Braunschweig feiern Sie in diesem Jahr Ihr 60jähriges Jubiläum, in Göttingen konnten wir vor etwas mehr als einem Jahr, im November 2001, auf 250 Jahre zurückblicken. Trotzdem scheint mir der Begriff der Schwester angebracht, mehr als der einer Tante oder Großtante. Sie werden im Verlauf meines Vortrags eine ganze Reihe fundamentaler Ähnlichkeiten oder Gemeinsamkeiten bemerken, die so sehr auf der Hand liegen, daß ich nicht jedesmal auf sie hinzuweisen brauche. Zu ihnen müßte übrigens eigentlich auch der Name gehören: die Göttinger Schwester trat 1751 als Königliche Sozietät der Wissenschaften ins Leben und hieß so bzw. Gesellschaft der Wissenschaften bis 1937, als sie eher widerwillig durch höhere Verfügung in Akademie umbenannt wurde. Für das zumindest von Hause aus Unprinzipielle der Bezeichnungen haben Sie das beste Beispiel in London, wo es in schon räumlich engster Nachbarschaft die Royal Society und die British Academy und dazu noch die Royal Academy gibt. Ich orientiere mich im Folgenden am Leitbegriff der Akademie, schon weil es der jetzige Name der älteren Schwester ist, von der ich ja zu reden habe. Sie hieß übrigens, wie ich nebenbei bemerke, auch schon vor 1937 im inoffiziellen Sprachgebrauch oft „die Göttinger Akademie“ und war den bestehenden Akademien in jeder Hinsicht gleichgeordnet.

Anders als in Sachen „ältere Schwester“ kann ich in Sachen „Akademie“ aus unmittelbarer Erfahrung sprechen. Trotzdem komme ich mir dabei – nicht Ihnen gegenüber, aber manchen gegenüber, die den Wissenschaften ferner stehen, aber möglicherweise sogar über sie zu befinden haben – wie der Pfarrer in der Pfingstpredigt vor, dessen Gemeinde mit dem Begriff des Heiligen Geistes oft nur ziemlich unklare Vorstellungen verbindet. „Jeder weiß, was so ein Mai-Käfer für ein Vogel sei“ – aber weiß auch jeder, was eine Akademie ist? Mit Akademien hat man ja immer einmal zu tun, es gibt Akademien der Kunst oder der Künste, der Musik, der Sprache und Dichtung, der Arbeit, der Wirtschaft und Politik, Berg- und Kriegsakademien, päpstliche, katholische und evangelische Akade-

---

\* Vortrag gehalten anlässlich der Neujahrssitzung der Braunschweigischen Wissenschaftlichen Gesellschaft.

mien, Akademien für Reiten und Schwimmen, für Frisöre und Köche. Der Name ist also offenbar ziemlich beliebig verwendbar. Er leitet sich, meist sehr mittelbar, von einer einzigen „Akademie“ her, der Philosophenschule des Platon, die um 385 v. Chr. neben dem Heiligtum eines attischen Lokalgottes namens Akademos gegründet wurde und bis 529 n. Chr. bestand. Nach ihr benannten sich – und damit komme ich auf die genuinen Trägerinnen des Namens – im Italien der Renaissance und des Humanismus mehrere gelehrte Gesellschaften, und im 17. Jahrhundert entstand geradezu eine „Akademiebewegung“ mit den beiden berühmtesten Gründungen der Académie Française 1635 und der Royal Society 1660, die eine der französischen Sprache, die andere den Naturwissenschaften gewidmet und eher nebenbei die Geisteswissenschaften mitbetreibend – für sie wurde 1902 die British Academy gegründet, die also im vorigen Jahr ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert hat und deren Präsident mir kürzlich Komplimente über das zweieinhalbmal so große Alter der Göttinger Akademie machte. Aber aufs Ganze gesehen ist es damit so weit auch nicht her, denn es gibt eine deutsche Akademie, die im selben Jahr 2002 ihr 350jähriges Jubiläum feiern konnte, die 1652 gegründete Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle. Und 50 Jahre älter als die Göttinger ist die Berliner Akademie, 1700 als Brandenburgische Sozietät der Wissenschaften gegründet. 1759 folgte München, 1846 Leipzig, 1909 Heidelberg, 1949 Mainz, 1970 Düsseldorf – die Braunschweigische Gesellschaft hat also nicht nur ältere, sondern auch jüngere Schwestern. Diese Sieben sind heute in der „Union der deutschen Akademien der Wissenschaften“ zusammengeschlossen, die einigermaßen unseren Kulturföderalismus widerspiegelt. Die meisten Bundesregierungen wollen darüber hinaus auch immer wieder einmal eine Nationalakademie gründen, worüber jetzt zum ersten Mal ernsthaft im Wissenschaftsrat diskutiert wird, mit noch ungewissem Ausgang. Nicht Mitglieder der Union sind die Leopoldina und die Wissenschaftlichen Gesellschaften in Braunschweig, Erfurt, Hamburg und Frankfurt, mit denen aber ein lebhafter Austausch besteht.

Die Göttinger Akademie machte 1751 dadurch Epoche, daß sie nicht sozusagen als eine Welt für sich etwa an einem Residenzort, sondern in enger Beziehung zu einer Universität gegründet wurde, der vierzehn Jahre älteren Georgia Augusta. Ihr erster Präsident, der in mancher Hinsicht erstaunliche schweizerische Universalgelehrte (und nebenbei Dichter) Albrecht von Haller, entwickelte damals den Gedanken von „zweyerlei Akademien, die einen zur Belehrung der Jugend, die anderen zum Erfinden“. „Die erste Classe ist in Göttingen in einer Einrichtung zu finden, die in ansehung des Fleisses und andrer Vorzüge wenig Verbesserung mehr leidet, und der Vollkommenheit, wie Menschliche Dinge ihr nähern können, sehr nahe ist.“ Was gäbe die Georgia Augusta dafür, wenn ihr heute noch solche Komplimente gemacht würden! Allerdings: dieses bezieht sich nur auf die Lehre, nicht auf die Forschung (oder wie Haller sagt: die Erfindung), denn er fährt fort: „Zur zweyten Art ist in neuern Zeiten fast in ganz Europa Anstalt gemacht worden. Ihr Nutz ist ungemein groß, sie sind die Quellen, wo die lehrenden Academien (also die erste „Classe“, die Universitäten) schöpfen können, die zum Erfinden keine Zeit behalten. Die Verpflichtung jährlich oder noch öfters eine außerarbeitung zu liefern, die der Ehre der sämtlichen Gesellschaft angemessen, und den Ruhm deß Mitglieds mit dem Ruhme des Ganzen zu-

gleich außzubreiten tüchtig sey, hat sich eine der Besten Springfedern zu sein befunden, mit welchen die Menschlichen Triebe zur Erweiterung deß Reichs der Wißenschafften angestrengt werden können. Die Mitglieder finden zugleich eine ansehnliche Gelegenheit ihre Erfindung anzubringen und einen sporn dieselben der Vollkommenheit näher zu machen. Ein bloßer Lehrer (Universitätsprofessor) kan mit elementalischen Wißenschafften und einem guten Vortrage die Liebe der Jugend erwerben, und sich selbst zufrieden stellen. Ein Academiste muss erfinden und verbeßern, oder seine Blöße unvermeidlich verrathen.“

Die Mitglieder der zweiten Akademie, die „Academisten“ im engeren Sinn also, rekrutierten sich aus denen der ersten, sie gehörten also zum Lehrkörper der Georgia Augusta. Sie waren nicht den Lehrern als Forscher gegenübergestellt, sondern sie waren Lehrer, die, sozusagen in Personalunion, in besonderer Weise zur Forschung geeignet waren und verpflichtet wurden. Ihre Tätigkeit sollte der Universität, der ersten Akademie zugute kommen, sie sollte nicht zuletzt – den Wettbewerb der Universitäten gibt es ja nicht erst heute – den Ruhm und die Anziehungskraft der jungen Georgia Augusta vermehren.

Wie lange ist das her! Wer wollte noch sagen, die Göttinger Universität und die Universitäten überhaupt seien der Vollkommenheit nahe? Dabei sind sie seit dem 18. Jahrhundert zweifellos in vieler Hinsicht sehr verbessert worden. Zu den wichtigsten Verbesserungen gehört, ja vielleicht ist sie die wichtigste überhaupt, die grundsätzliche Einheit von Forschung und Lehre. Ihr ist gerade in Göttingen vorgearbeitet worden, und das vor allem eben durch die Einbettung der Akademie in die Universität. Über kurz oder lang ließen sich alle Professoren vom Forschergeist anstecken und wurden von bloßen „Akademikern“ zu „Academisten“, auch wenn sie nicht Mitglieder der Akademie im engeren Sinn waren. Allerdings war das immer in sehr verschiedenen Graden der Fall, und die Spatzen pfeifen von den Dächern, welchen Gefahren die Einheit von Forschung und Lehre heute ausgesetzt ist. Die allermeisten Professoren klagen, daß sie „zum Erfinden keine Zeit behalten“, und dafür gibt es noch handfestere Gründe als bei ihren Vorgängern von 1751. Sehr viel Forschung ist wieder ausgewandert in sog. „außeruniversitäre Einrichtungen“, voran die Institute der Max-Planck-Gesellschaft, wo nur noch geforscht wird und die Lehre allein in der Ausbildung des mitforschenden wissenschaftlichen Nachwuchses besteht. Drohen die Universitäten, jedenfalls teilweise, wieder in den Status reiner Lehranstalten zurückzufallen, für den seinerzeit die Göttinger Akademiegründung einen Ausgleich schaffen wollte?

Selbst wenn das der Fall sein sollte, würde es doch längst nicht bedeuten, daß den Akademien damit wieder die Rolle zufiele, die sie damals spielen sollten und lange gespielt haben. Dafür sind die Dimensionen der Forschung zu groß geworden und anders als anderwärts – besonders in den ehemals sozialistischen Ländern Osteuropas – haben die Akademien hierzulande die möglicherweise bestehende Chance nicht ergriffen, zu Großforschungsinstituten zu werden und also etwa die Max-Planck-Institute überflüssig zu machen. Trotzdem sind sie Stätten der Forschung geblieben und sogar, worauf noch einzugehen ist, neu geworden, und vor allem sind sie Stätten geblieben, an denen sich die verschiedenen Disziplinen begegnen.

„Wissenschaft entsteht im Gespräch“ hat der Göttinger Jubiläumspräsident von 1951, Werner Heisenberg, gesagt, und das Gespräch bildet nach wie vor den Mittelpunkt des

Lebens der Akademie. An jedem zweiten Freitagnachmittag im Semester versammeln sich die Mitglieder im Sitzungssaal in der Aula, um in der Regel drei „Vorlagen“ anzuhören und zu diskutieren, die dann gegebenenfalls auf Beschluß der Anwesenden in den „Nachrichten“ oder den „Abhandlungen“ der Akademie erscheinen. Meist handelt es sich um Forschungsergebnisse („Erfindungen“, Haller) des jeweils vortragenden Mitglieds. Die ordentlichen Mitglieder können aber auch wissenschaftliche Mitteilungen anderer, vor allem ihrer Mitarbeiter, „vorlegen“, und es können Gäste vortragen, die ein ordentliches Mitglied einführt. Die Satzung sieht die Sitzungen als „Ort gegenseitiger Anregung“ vor.

Die Anregung ergibt sich vor allem aus der Vielzahl der in der Akademie vertretenen Fächer. Die Akademie besteht aus zwei „Klassen“, einer naturwissenschaftlichen und einer geisteswissenschaftlichen, mit den überkommenen, bis heute beibehaltenen Bezeichnungen der mathematisch-physikalischen und der philologisch-historischen Klasse. (Übrigens gab es zu Anfang wie bei Ihnen drei Klassen, eine mathematische, eine physische oder physikalische und eine historische.) Jede Klasse kann 40 ordentliche Mitglieder haben, die in Göttingen oder im norddeutschen Raum wohnen, und 100 korrespondierende Mitglieder aus dem In- und Ausland. Mit der Vollendung des 70. Lebensjahres werden die ordentlichen Mitglieder zwar von ihren Pflichten entbunden, aber sie verlieren ihre Rechte nicht, und nicht wenige Ältere beschämen die Jüngeren durch ihre Aktivität, mit der sie aus Neigung tun, was nicht mehr ihre Pflicht ist. Mitglied wird man durch eine Wahl, an der sämtliche ordentlichen Mitglieder der Akademie, also auch die der jeweils anderen Klasse teilnehmen, so wie auch die Vorsitzenden der beiden Klassen jeweils von der anderen Klasse mitgewählt werden. Beide Klassen halten ihre wissenschaftlichen Sitzungen ausschließlich gemeinsam, was eine Göttinger Besonderheit ist – an anderen Orten sind die Natur- und die Geisteswissenschaftler zumindest teilweise unter sich, weil sich diese beiden großen Wissenschaftszweige längst so sehr auseinanderentwickelt haben, daß, so findet man, prinzipiell gemeinsame Sitzungen keinen Sinn haben. Das ist nicht die Göttinger Meinung. Nicht als müsse der Philologe alles verstehen, was der Mathematiker sagt – er stellt manchmal mit Vergnügen fest, daß die Mathematiker sich sogar untereinander oft nicht verstehen –, aber dem Mathematiker zuzuhören kann für ihn ein Erlebnis sein. Und es fällt immer wieder auf, mit welcher Aufmerksamkeit und welchem Verständnis Naturwissenschaftler Geisteswissenschaftlern zuzuhören imstande sind. Zum wirklichen Gespräch über die Fächer- und sogar die Klassengrenzen hinweg kommt es nicht in jeder Sitzung, aber doch überraschend oft. Nicht jeder ist dafür begabt und nur wenige haben eine polyhistorische Ader, aber niemandem schadet es, vielmehr kann es unbewußt prägend wirken, wenn man regelmäßig vorgeführt bekommt, daß man mit dem eigenen Fach nicht allein auf der Welt ist. Und auch, ja gerade die wachsende Einsicht, daß auch die anderen nur mit Wasser kochen, braucht den Respekt vor ihnen nicht zu mindern.

Mit der Inter- oder schon der Multidisziplinarität hat es allerdings gerade in Göttingen auch seine Probleme gehabt. Beim Studium der Geschichte unserer Akademie anläßlich ihres Jubiläums 1951 machte der damalige Bundespräsident Theodor Heuss, ein gebildeter Mann, die Beobachtung: „Man findet manchen Namen nicht, für den überraschend, der weiß, wer [...] hier gelebt hat.“ Das hat öfters seinen Grund in persönlichen Rivalitäten

und dergleichen (das gibt es bekanntlich auch unter Professoren), aber längst nicht immer. Vielmehr sah schon das Hallersche Programm von 1751 vor, es sollten „fast bloß solche wißenschaftern zu Academischen Arbeiten gewählt [werden], die einer beständigen Erfindung fähig sind, und darum ist die Theologie, das Recht, die metaphysic u andre sonst nützliche Künste ausgeschlossen, weil die Absicht mehr auf die sammlung, u die erleuterung einer Vorschrift zielt, und der Erfindung selten fähig ist“. Für Haller, der damit nicht allein stand, gehörten diese Fächer zwar in die erste, nicht aber in die zweite Akademie, ihre Vertreter waren keine „Academisten“. So hat es lange Zeit in der Göttinger Akademie kaum Theologen, Juristen und Philosophen gegeben, übrigens auch kaum klinische Mediziner – weil man von ihnen allen fand, sie betrieben eigentlich keine Wissenschaft sondern trügen nur weiter, wendeten nur an. Heute ist es damit vorbei, heute ist das Problem eher, daß gewisse neuere Wissenschaftszweige wie Soziologie oder Psychologie noch nicht auf breiterer Front in der Akademie vertreten sind, weil man sich der Qualität ihrer Methoden und Ergebnisse nicht immer sicher ist. Aber das ändert sich.

Um Ihnen die Breite der Themen anzudeuten, die in den wissenschaftlichen Sitzungen verhandelt werden, beschränke ich mich darauf, für das vorletzte Jahr, 2001 (für 2002 gibt es die Übersicht im Jahrbuch noch nicht), zu sagen: sie reichten von Ovids Liebeskunst bis zu Freizügigkeit und sozialer Sicherung in Europa, von Dürers Aposteln bis zum Bundesverfassungsgericht, von Haller und Linné bis zur kompletten Sequenz des Genoms von *Methanosarcina mazei*, vom altrussischen Vokalgesetz bis zum Internet.

Dazu kommen mehrtägige Symposien, zu denen auch auswärtige Fachleute eingeladen werden. Ich greife wiederum aus dem Jahr 2001 heraus: „Indien und Zentralasien – Sprach- und Kulturkontakt“; „Chemistry and Mathematics: Two Scientific Languages of the 21<sup>st</sup> Century“; „Principles of Human Learning and Memory“ (zwei sehr internationale Symposien); „Die Präsenz der Antike in Mittelalter und früher Neuzeit“; „Was nützt uns die grüne Gentechnik?“

Eine Spezialität ist der Vortrag, den alljährlich ein Mitglied der Akademie im Niedersächsischen Landtag hält, natürlich immer über ein Thema, für das bei den Politikern ein Interesse vorausgesetzt werden kann. 2001 sprach eine Theaterwissenschaftlerin über „Die Inszenierung von Politik“ mit Beispielen, die vom alten Athen bis zum 1998er Parteitag der SPD reichten, auf dem Gerhard Schröder zum Kanzlerkandidaten gekürt wurde.

Kaum zu erwähnen brauche ich die öffentlichen Ringvorlesungen in der stets vollen, oft überfüllten Aula, die seit Jahren im Schwange sind und an denen die Akademie meist maßgeblich beteiligt ist. Sie sind längst keine Göttinger Spezialität mehr, aber vielleicht eine Göttinger Spezialität sind die schönen Sammelbände, die als ihr Ergebnis im Wallstein-Verlag zu erscheinen pflegen.

Mindestens zweimal im Jahr wendet sich die Akademie in öffentlichen Sitzungen an das Göttinger Publikum. In der Wintersitzung im November, dem Geburtsmonat des Stifters Georgs II. (August), geht dem wissenschaftlichen Vortrag der jährliche Tätigkeitsbericht des Präsidenten voran. Er mündet in die Verleihung der Preise, mit denen die Akademie, von großzügigen Spendern unterstützt, hervorragende Leistungen würdigt und im Besonderen junge Wissenschaftler dazu ermuntern möchte, ihren hoffnungsvoll begonnenen

Weg weiterzugehen. Die in verschiedenen Abständen regelmäßig verliehenen Preise sind der Preis der Philologisch-Historischen Klasse, der Hanns-Lilje-Preis für die theologischen Wissenschaften, der Hans-Janssen-Preis für Kunstgeschichte, der Akademie-Preis für Geschichte und die Preise für Biologie, Chemie und Physik. Besonderes Gewicht hat der Dannie-Heineman-Preis, auf den schon bei mehreren seiner Träger der Nobelpreis gefolgt ist. Bedeutende außerberufliche Leistungen in den philologisch-historischen Fächern (z.B. wenn ein Hamburger Finanzbeamter die Geschichte des Bergbaus im Harz erforscht) ehrt die Akademie durch die Brüder-Grimm-Medaille, hervorragende Gelehrte des Auslandes in den von Carl Friedrich Gauß vertretenen Fächern Mathematik und Astronomie zeichnet sie mit der Gauß-Professur aus. In diese Fächer gehört auch der berühmteste Preis, den die Akademie je vergeben hat, der Wolfskehl-Preis, 1908 für den ausgesetzt, der das aus dem Jahr 1637 stammende sog. Fermatsche Problem lösen würde. Seitdem gingen alljährlich stapelweise Lösungen ein, insgesamt mehrere tausend, die von den Mathematikern der Akademie durchweg für falsch befunden wurden, bis in der Sommersitzung 1997 Andrew Wiles aus Oxford und Princeton den Preis entgegennehmen konnte.

Das war ein Preis für ein ganz bestimmtes, präzise umschriebenes Thema und damit eine Ausnahme von der heute üblichen Praxis, bereits vorliegende Arbeiten aus einem größeren Wissenschaftsbereich auszuzeichnen. So können junge Theologen ihre Dissertationen oder Habilitationsschriften in der Hoffnung auf den Hanns-Lilje-Preis einsenden, junge Kunsthistoriker ihre Arbeiten zur italienischen Kunstgeschichte in der Hoffnung auf den Hans-Janssen-Preis. Früher, bis tief in das 20. Jahrhundert hinein war das anders, da stellte die Akademie Preisaufgaben. Ich nenne als auch kulturhistorisch ganz interessante Beispiele: Die Verbesserung der Schafzucht (1763), Die künstliche Bewässerung von Wiesen (1764), Die Einrichtung guter Witwenkassen (1765), Der Gebrauch der Soldaten in Friedenszeiten zu gemeinnützigen Werken (1767), Der Vorzug des Pflügens mit Ochsen oder Pferden (1771), Die Anlegung öffentlicher Kornmagazine (1772), Über den Rotz der Pferde (1775, wiederholt 1777), Der Schutz vor Wetterschäden in Getreidefeldern (1778), Die Reinlichkeit der Dörfer (1786), Der Bau von Heerstraßen in Sandgegenden (1787), Die Preise der Apothekerwaren (1794), Die Rettung von Mobiliar bei Bränden (1795), Die niedersächsische Sprache (1798), Die Geschichte der Meteorologie (1804), Der Handel der Araber (1835), Die Grammatik der kurdischen Sprache (1874), Der preußische Staat des 18. Jahrhunderts im Urteil des zeitgenössischen Deutschlands (1924). Ich halte nicht für ausgeschlossen und sogar für wünschenswert, daß die Akademie eines Tages wieder solche Aufgaben stellen wird, wobei ich möglicherweise dadurch voreingenommen bin, daß ich vor 45 Jahren meine eigene Karriere mit dem Glücksfall zweier Preisaufgaben beginnen konnte, deren Themen mir damals sehr gelegen kamen. Das war allerdings nicht bei der Göttinger Akademie.

Mein erstes größeres Erlebnis mit der Akademie – wenn ich an dieser Stelle so persönlich fortfahren darf – war ihre 200-Jahrfeier im November 1951, die ich als Student mit einer Eintrittskarte auf der hinteren Aula-Empore ansah und anhörte. Diese Feier besiegelte zugleich die Rückkehr der Akademie aus der Isolation im Dritten Reich in die internationale Gemeinschaft, die durch mancherlei Talare, Barette und Amtsketten malerisch, fast pit-



toresk repräsentiert war. Der Göttinger Präsident fiel damals und fällt noch heute in solcher Umgebung durch Unauffälligkeit auf. Man war und ist dort schon im Äußeren betont nüchtern, worin kluge Leute weniger norddeutsche Kargheit als die calvinistische Strenge des übermächtigen Gründervaters Haller nachwirken sehen. Davon wurde 1951 in einem Punkt abgewichen: es gab Musik. Der Jubiläumspräsident war nämlich, wie schon gesagt, Werner Heisenberg, und Heisenberg ohne Musik war undenkbar. Unter den Rednern beeindruckte den jungen Studenten am meisten der Vertreter der ausländischen Akademien. Es war Niels Bohr, der ehrwürdigste Zeuge für die Blüte der Göttinger Physik in den zwanziger Jahren und zugleich einer, in dessen Leben die Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland tief eingegriffen hatte. Ohne Manuskript, stockend, offenkundig tief bewegt sprach er von der großen Tradition dieser Akademie, von der gemeinsamen Aufgabe aller Akademien und von der Bedeutung der Wissenschaft für die Verständigung zwischen den Völkern. Im Mittelpunkt der Präsidentenrede stand das Verhältnis von Wissenschaft und Politik. Ein Rückblick auf die Jahre 1837 („Die Göttinger Sieben“) und 1933 führte Heisenberg auf die „Pflicht, dort die Wahrheit zu vertreten, wo ihre Nichtachtung den Staat in Gefahr bringt“, und zu dem Urteil, es sei „wohl auch richtig, wenn heute die Akademien danach streben, daß in unserer Zeit, in der die Wissenschaft im allgemeinen Leben eine so viel größere Rolle spielt als früher, der Rat der Wissenschaft im Staate gehört werden soll“. Für den Staat, Land und Bund, sprachen kurz und markant Heinrich Wilhelm Kopf, ausführlich und elegant Theodor Heuss, der anhand des Mitgliederverzeichnisses der Akademie seit 1751 eine heiter-gekonnte Improvisation über 200 Jahre Geistesgeschichte hinlegte. Unter großem Beifall gedachte er derer, die nach 1933 Deutschland verlassen mußten. Er schloß mit dem schwäbischen Zuruf: „Hano, machet halt so weiter!“

Das war, obwohl Frau Heuss es hinterher „gröblich jovial“ nannte, ein hübsches Kompliment an die Akademie. Wäre es aber auch ein Kompliment, wenn man ihr heute bescheinigte, sie habe in den seither verflossenen 50 Jahren, also vom vierten zum fünften Jubelfest, halt so weitergemacht? Die Wahrheit ist: sie hätte das selbst dann nicht gekonnt, wenn sie es gewollt hätte. Denn die letzten Jahrzehnte haben Veränderungen mit sich gebracht, die die Akademie (und die Akademien) am einfachen Weitermachen gehindert haben und weiter hindern werden.

Die greifbarste unter ihnen trägt den Namen „Akademienprogramm“. Unsere Akademie hat seit einem Jahrhundert, wie andere Akademien schon etwas länger, einige langfristige Forschungsunternehmen besonders aus dem Bereich der Geisteswissenschaften betrieben, die einen Teil ihres Ansehens im In- und Ausland begründet haben, für sie aber doch nur eine – wichtige – Nebensache waren. Diese Unternehmen haben sich in den letzten Jahrzehnten vor allem dadurch vervielfacht, daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die eher auf kurze Förderungs- und Begutachtungsfristen eingerichtet ist, die meisten der in ihrer Obhut befindlichen Langfristunternehmen sukzessive auf die Akademien übertragen hat. Auf die Göttinger Akademie entfallen gegenwärtig 20 solcher Unternehmen. Es handelt sich um große Editionen wie die der alten griechischen Übersetzung des Alten Testaments (der sog. Septuaginta) oder der Papsturkunden des Mittelalters oder der Werke



von Leibniz, Lichtenberg und Schleiermacher, um Wörterbücher wie das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, die Enzyklopädie des Märchens, das Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, das Homer- und das Goethe-Wörterbuch, aber auch um die Aufnahme der deutschen Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit (der vorletzte Band betraf Braunschweig) oder die Erforschung der Höfe und Residenzen des mittelalterlichen Reiches oder der internationalen kulturellen und wissenschaftlichen Lage zur Zeit des „fin de siècle“ von 1900. Die Arbeit wird von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den Arbeitsstellen (meist, aber nicht nur in Göttingen) geleistet, von Kommissionen aus Göttinger und auswärtigen Akademiemitgliedern und anderen kompetenten Gelehrten geleitet und von der Union der deutschen Akademien überprüft und koordiniert. Wie sehr sie unsere Akademie beansprucht, deute ich Ihnen kurz und drastisch mit der Tatsache an, daß sie ungefähr neun Zehntel ihres Haushalts ausmacht. Wenn ich richtig sehe, liegt an dieser Stelle der gegenwärtige Hauptunterschied zwischen uns Schwestern; ich gestehe, daß ich manchmal Anwandlungen habe, die jüngere Schwester darum zu beneiden, daß sie die Last des Akademieprogramms nicht mittragen muß.

Die zweite Veränderung, auf anderer Ebene liegend, möchte ich mit den Stichworten Aktualität und Öffentlichkeit bezeichnen. Ich brauche Sie nicht über die ständig zunehmende Realität des Satzes zu belehren, daß Wissenschaft unser Leben bestimmt. Langfristvorhaben in allen Ehren, so sagen auch wohlwollende Kritiker, aber wissen die Akademien, was heute auf der Tagesordnung steht? Sind sie nicht gerade in ihrer Interdisziplinarität berufen, das Gespräch darüber zu führen, statt es den evangelischen und katholischen Akademien oder dem Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung zu überlassen? Wir hören diese Frage, stellen sie uns selber und antworten, indem wir tun, was in unseren Kräften steht. Ich denke, eine vorläufige Bilanz würde nicht ganz schlecht ausfallen; aber sicher hat hier in der näheren und fernerer Zukunft noch viel mehr zu geschehen. Eine Sonderfrage ist die der unmittelbaren „Politikberatung“, die den Akademien immer wieder angesonnen wird, zu der sie auch grundsätzlich bereit sind, von der ich aber nicht den Eindruck habe, daß die Politiker besonders dringend nach ihr verlangen; sie suchen sich, so scheint mir, ihre Berater lieber selber aus, weil dann das Ergebnis voraussichtlich eher in ihrem Sinn ist. Aber man muß sehen, wie sich dieses im Augenblick viel diskutierte Problem weiter entwickelt. Die nächste Station wird eine von der Heidelberger Akademie im März veranstaltete Konferenz mit dem Thema „Politikberatung in der Demokratie“ sein, zu der einige hundert Teilnehmer erwartet werden.

Als dritte, letzte und die Akademien wie die ganze Wissenschaft am meisten betreffende Veränderung nenne ich die der deutschen Universität. Noch in den fünfziger Jahren von einem Göttinger Professor, dem alles andere als dummen Historiker Hermann Heimpel, für „im Kern gesund“ erklärt, wurde sie seitdem in mehreren Schüben umgestaltet. Der wohl kräftigste dieser Schübe ist gerade im Gange. Die ihn ins Werk setzen, sind voller Hoffnung, andere können ernste Befürchtungen nicht unterdrücken; sie wären froh, wenn sie damit Unrecht hätten. Was mit großer Wahrscheinlichkeit noch weit über das bisherige Maß hinaus reduziert werden wird, ist die die Universität ja geradezu definierende universitas literarum, die Vielfalt der Fächer und der Beziehung zwischen ihnen. Um sie soweit wie

überhaupt noch möglich aufrechtzuerhalten, bedarf es eines überschaubaren und unabhängigen Kreises Tüchtiger aus den wesentlichen Fächern mit der Aufgabe, stellvertretend und ergänzend, vielleicht auch hin und wieder wegweisend Dinge zu tun, die sonst in der Universität nicht mehr so leicht zu tun sind. Dieser Kreis muß nicht neu gegründet werden, er besteht – ich rede nur von Göttingen – seit 250 Jahren. Wie in der Anfangszeit, wenn gleich unter anderen Vorzeichen und auf andere Weise, ist die Akademie keineswegs nur, aber doch zuerst für die Universität da, mit der sie in einem unauflöslichen Wechselverhältnis des Gebens und Nehmens steht. Es ist sehr zu hoffen, daß beide Seiten die Chancen ergreifen, die dieses Verhältnis ihnen bietet; es könnte für die Zukunft der Wissenschaft und damit auch für unser aller Zukunft von einiger Bedeutung sein.

Beim 250jährigen Jubiläum der Akademie vor gut einem Jahr hat der gegenwärtige Bundespräsident eine Rede gehalten, die sehr anders war als die seines Vorgängers von 1951, mir aber nicht weniger gefallen hat. Er hat in ihr von der Wissenschaft mit einem Verständnis gesprochen, das heute bei Politikern nicht alltäglich ist. Die Gesellschaft, so sagte er, müsse den „Eigensinn der Wissenschaft“ respektieren, müsse versuchen, „ihn besser zu verstehen, ja von ihm zu lernen, so wie auch die Wissenschaftler aus der Begegnung mit den wissenschaftlichen Laien etwas lernen“ könnten und müßten. Dafür gebrauchte er ein Bild, das ich Ihnen mit seinen Worten vor Augen stellen möchte: „Das Wohnen im Elfenbeinturm steht heutzutage nicht hoch im Kurs. Es ist eng und einsam da oben, die engen Wendeltreppen machen dem Besucher Mühe, und wenn sich die Bewohner solcher Türme erst einmal häuslich eingerichtet haben, dann neigen sie leider häufig auch dazu, nur noch selten auf die Straße zu gehen. Begegnungen mit der Wirklichkeit des Straßenverkehrs führen dann leicht zu Unfällen. Das ändert aber nichts daran, daß man von Türmen aus einen guten Blick über die Landschaft hat und daß Türme Landschaftsmarken sind, daß sie denen Orientierung geben können, die ihren eigenen Weg suchen und festlegen müssen. Wissenschaft, die etwas auf sich hält und ihren Eigensinn kennt, [...] wird auch in Zukunft ihre angestammte Wohnung im Elfenbeinturm nicht ganz aufgeben können; und Wissenschaftspolitik, die ihr Handwerk versteht, wird sich nicht darauf beschränken dürfen, Elfenbeintürme abzureißen und statt dessen Reihenhaussiedlungen zu errichten, auch wenn das so eingängig und wirklichkeitsnah scheint. Man muß versuchen, die Bewohner des Elfenbeinturms gesellig zu machen, ohne ihnen die Lust an Einsamkeit und Freiheit auszutreiben und man muß zugleich dafür sorgen, daß die, die bisher nur ihre Autos an den Füßen der Elfenbeintürme parken, sich gelegentlich doch einmal auf den Weg zur Aussichtsplattform machen können und auch machen.“

Soweit das Bild des Bundespräsidenten. Ich verstehe Ihre Einladung an mich als einen freundlichen Beitrag zu dem Versuch, in seinem Sinn und, wie ich hoffe, zu gegenseitigem Nutzen „Bewohner des Elfenbeinturms gesellig zu machen“. Wenn ich um mich blicke und wenn ich an mancherlei Erfahrungen in den letzten Jahren und Jahrzehnten denke, ist mir um die „schwesterliche“ Geselligkeit nicht bange, und auch nicht um ihren gegenseitigen Nutzen. Ich erspare mir und Ihnen die Aufzählung von Vergangenem, Gegenwärtigem und Zukünftigem (so sehr man in der ersten Hälfte des Januar dazu neigt) und nenne nur eine kleine Einzelheit nicht aus dem wissenschaftlichen, sondern aus dem organisatorischen

Bereich. Alle Göttinger Akademiepräsidenten, die ich gekannt habe, sahen sich zu Beginn ihrer Amtszeit vor dem Problem, wie mit denjenigen Mitgliedern zu verfahren sei, die ihre Mitgliedschaft zwar als eine Ehre, nicht aber als eine Aufgabe ansehen und also nur selten in die Sitzungen kommen und sich an der wissenschaftlichen Arbeit der Akademie wenig oder nicht beteiligen und damit kostbare Plätze blockieren. Bisher ist noch jeder Präsident (mich eingeschlossen) über kurz oder lang an der heiklen Aufgabe gescheitert, dieses Problem zugleich wirksam und taktvoll zu lösen. Hätte ich doch schon früher die einfache Regelung gelesen, die Sie in § 4 Abs. 4 Ihrer Satzung getroffen haben: „Ordentliche Mitglieder, die ihren Verpflichtungen nicht nachzukommen vermögen, können die Überführung in den Status eines korrespondierenden Mitglieds beantragen. Von ordentlichen Mitgliedern, die ohne gerechtfertigten Grund vier aufeinanderfolgenden Sitzungen des Plenums oder ihrer Klasse ferngeblieben sind, muß angenommen werden, daß sie ihren Verpflichtungen nicht mehr nachzukommen vermögen. Auf Vorschlag ihrer Klasse kann durch den Verwaltungsausschuß die Mitgliedschaft in die eines korrespondierenden Mitglieds umgewandelt werden.“ Ich werde nachher Ihren Herrn Präsidenten nach den Erfahrungen mit dieser Regelung fragen und sie gegebenenfalls in Göttingen zur Diskussion stellen. Eine ältere Schwester soll sich nicht genieren, von der jüngeren zu lernen.

Zum Schluß noch etwas, in dem sich die Zukunft mit der Vergangenheit trifft. Das größte Geschenk, das Braunschweig Göttingen je gemacht hat, trägt den Namen Carl Friedrich Gauß. Uns verbindet, daß wir in friedlichem Nebeneinander diesen Namen für eine hohe Auszeichnung verwenden: Sie für eine Medaille, wir für eine Professur. Bald aber wird, so hoffen wir, auf der Göttinger Seite noch etwas hinzukommen: die Sternwarte, in der Gauß von 1816 bis 1855 lebte und arbeitete, wird infolge eines Neubaus im Universitätsgelände nördlich der Stadt frei werden, und es ist geplant, daß die Verwaltung der Akademie und möglichst viele ihrer Arbeitsstellen in dieses schön gelegene Gebäude mit seiner Kuppel umziehen werden. Natürlich hat der Plan seine praktischen Gründe; aber mindestens ebenso wichtig sind die symbolischen, und in ihnen wissen wir uns aus naheliegendem Grund eng mit Ihrer Gesellschaft verbunden. Wir rechnen darauf, daß die Sternwarte, schon jetzt eine der Göttinger Sehenswürdigkeiten, als Sitz der Akademie auch und gerade für Sie noch an Attraktivität gewinnen wird. Ich kann Ihnen versichern: Sie werden dort willkommen sein.

---

Prof. Dr. Rudolf Smend  
Georg-August-Universität · Theologische Fakultät  
Platz der Göttinger Sieben 2 · D-37073 Göttingen